



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Jakob Burckhardts Geschichtsauffassung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

brunner Vertrag allerdings für aufgehoben; aber er nahm Besitz von Neuenburg, Ansbach und Kleve, forderte und bewirkte vertragsmäßig die Besetzung Hannovers sowie die Sperrung der Häfen dieses Landes gegen England durch Preußen und machte damit das Inselreich ebenfalls zum Gegner des norddeutschen Staates. So hatte eine wahrhaft selbstmörderische Politik dem Korjen, diesem längst erbitterten Feinde, alle Vorteile, deren er zur Abrechnung bedurfte, selbst in die Hand gespielt. Mit dem Rheinbunde als Brücke konnte jener bei der ersten Gelegenheit, die leicht herbeizuführen war, gefahrlos in das Herz des isolierten Staates Friedrichs des Großen hineinstoßen.

So endete das Jahr 1805. Es war der Anfang von dem Ende der alten Monarchie. Wie in der innern Staatsführung, so hatte man auch in der äußern Politik mit Halbheiten, Zweideutigkeiten und kleinen Mitteln gearbeitet; und das alles in einer krisenschwangern Zeit, die überall kraftvolle Entschliefungen verlangte. Anstatt den Gefahren, die der Monarchie drohten, die Stirn zu bieten, ihnen zuvorzukommen, ließ man sich von den Ereignissen einfach schieben; und da man im Gefühl der Schwäche den Frieden unter allen Umständen wahren zu müssen glaubte, so konnte er auch nicht ehrenhaft sein. Ein gesicherter und ehrenvoller Frieden wird aber nur dem Staate beschieden sein, der neben den Mitteln auch den Willen hat, sich ihrer rücksichtslos zu bedienen. Diese Mittel sind Rüstung und Waffen. Da man aber alle Rüstung zu Schutz und Trutz hatte rosten und schartig werden lassen, da das Heer, und die zuverlässigste aller Waffen, die sittlichen Kräfte im Volksleben versagten, da alle Deiche des preußischen Staates unterspült waren, konnte er den heranbrausenden Sturmfluten nicht widerstehn.



Jakob Burckhardts Geschichtsauffassung

Von Otto Eduard Schmidt



Im Sommer 1868 entwarf der bekannte Kulturhistoriker Jakob Burckhardt in Konstanz eine neue Vorlesung „Über Studium der Geschichte,“ die er im folgenden Winter an der Baseler Universität und dann noch einmal im Winter 1870/71 abhielt. Derselbe Gelehrte hat dann im November 1870 drei Vorträge „Über historische Größe“ und im November 1871 einen „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte“ gehalten. Diese drei Niederschriften Burckhardts mit einigen 1873 hinzugefügten Zusätzen hat jetzt der Baseler Professor Jakob Deri, derselbe Gelehrte, dem wir schon die Herausgabe der vierbändigen „Griechischen Kulturgeschichte“ Burckhardts verdanken, unter dem Titel „Weltgeschichtliche Betrachtungen“*) veröffentlicht. Die in diesem Buche vereinigten Vorlesungen

*) Weltgeschichtliche Betrachtungen von Jakob Burckhardt, herausgegeben von Jakob Deri. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1905. VIII und 294 S.

Burckhardts sind nicht nur deswegen merkwürdig, weil sie unter den Vorahnungen des deutschen Volkskrieges und während seines Verlaufs gehalten worden sind, nicht nur deswegen, weil sie auf Friedrich Nietzsche, der damals als sechsundzwanzigjähriger Professor der Baseler Universität zugleich Hörer Burckhardts war, eingewirkt haben, sondern vor allem deshalb, weil sie uns wie kein anderes Werk des berühmten Schweizer Gelehrten einen Einblick in seine gesamte Auffassung der Weltgeschichte gewähren.

Sehr bescheiden formuliert Burckhardt zunächst seine Aufgabe und begrenzt sie scharf gegen die sogenannte Geschichtsphilosophie: „Diese ist ein Kentaur, eine *contradictio in adjecto*; denn Geschichte, d. h. das Koordinieren, ist Nichtphilosophie, und Philosophie, d. h. das Subordinieren ist Nichtgeschichte. Unser Ausgangspunkt ist der vom einzigen bleibenden und für uns möglichen Zentrum, vom duldbenen, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird; daher unsere Betrachtung gewissermaßen pathologisch sein wird. Die Geschichtsphilosophen betrachten das Vergangne als Gegensatz und Vorstufe zu uns als Entwickelten; — wir betrachten das sich Wiederholende, Konstante, Typische als ein in uns Anklingendes und Verständliches.“ Aber duldsam fügt Burckhardt hinzu: „Immerhin ist man dem Kentaur den höchsten Dank schuldig und begrüßt ihn gern hie und da an einem Waldesrand der geschichtlichen Studien. Welches auch sein Prinzip gewesen, er hat einzelne mächtige Ausblicke durch den Wald gehauen und Salz in die Geschichte gebracht. Denken wir dabei nur an Herder.“ Man denkt bei diesem graziösen Vergleich unwillkürlich an die schalkhaften Kentauren seines schweizerischen Landsmanns Böcklin. Burckhardts Geschichtsauffassung ist weder die Hegelsche noch die moderne materialistische, sie vereinigt vielmehr das Wesen beider: alles Geistige hat eine geschichtliche Seite, an der es als vorübergehendes Moment haftet, und alles Geschehen hat eine geistige Seite, von der aus es an der Unvergänglichkeit teilnimmt. Das große durchgehende Hauptphänomen aber ist das Werden und das Vergehen; seine Wirkung ist das geschichtliche Leben, „wie es tausendgestaltig, komplex, unter allen möglichen Verkappungen, frei und unfrei dahervogt, bald durch Masse, bald durch Individuen sprechend, bald optimistisch, bald pessimistisch gestimmt, Staaten, Religionen, Kulturen gründend und zerstörend, bald sich selbst ein dumpfes Rätsel, mehr von dunkeln Gefühlen, die durch die Phantasie vermittelt sind, als von Reflexionen geführt, bald von lauter Reflexion begleitet und dann wieder mit einzelnen Vorahnungen des viel später erst sich Erfüllenden. Diesem ganzen Wesen, dem wir als Menschen einer bestimmten Zeit unvermeidlich unsern passiven Tribut bezahlen,“ zugleich auch beschauend gegenüberzutreten ist die Aufgabe der Geschichte. Sie lehrt die Vergangenheit als ein geistiges Kontinuum begreifen und gehört zu unserm höchsten geistigen Besitz. Auf ihn verzichten zunächst nur Barbaren, die „ihre Kulturhülle als eine gegebene nie durchbrechen. Ihre Barbarei ist ihre Geschichtslosigkeit . . ., ferner noch Amerikaner, d. h. ungeschichtliche Bildungsmenschen, welche es [das Geschichtliche] dann doch von der Alten Welt her nicht ganz los werden. Es hängt ihnen alsdann unfrei, als Trödel an. Dahin gehören die Wappen der Newyorker Reichen, die absurdesten Formen der

kalvinistischen Religion, der Geisterspuk usw., zu welchem allem aus der bunten Einwanderung noch die Bildung eines neuamerikanischen leiblichen Typus von zweifelhafter Art und Dauerhaftigkeit kommt.“ Der menschliche Geist ist zur geschichtlichen Betrachtung hervorragend geeignet; er ist die Kraft, jedes Zeitliche ideal aufzufassen, er verwandelt die Erinnerung an sein Durchleben der verschiedenen Erdenzeiten in seinen Besitz. „Was einst Jubel und Jammer war, muß nun Erkenntnis werden, wie eigentlich auch im Leben des Einzelnen. Damit erhält der Satz: *Historia vitae magistra* einen höhern und zugleich bescheidnern Sinn. Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug (für ein andermal) als weise (für immer) werden. Die geschichtliche Kontemplation ist endlich auch ein hohes Bedürfnis, denn „sie ist unsre Freiheit mitten im Bewußtsein der enormen allgemeinen Gebundenheit und des Stromes der Notwendigkeiten.“ Freilich wird diese Freiheit wieder getrübt durch den Widerstreit zwischen Erkenntnis und Absicht. Es gibt — trotz Mommsen — keine völlig vorurteilslose Geschichtschreibung: wir können uns von den Absichten unsrer eignen Zeit und unsrer Persönlichkeit nie ganz losmachen. „Sobald die Geschichte sich unserm Jahrhundert und unsrer werten Person nähert, finden wir alles viel »interessanter«, während eigentlich nur wir »interessierter« sind.“ Beherzigenswert ist auch Burckhardts Warnung vor einer gewissen Art der Publizistik und des Patriotismus, der oft gar nur eine Art der Parteilichkeit innerhalb des eignen vaterländischen Kreises ist, ja er besteht oft nur im Wehetun gegen andre. Die Geschichte dieser Art ist Publizistik. Neben heftigen Feststellungen metaphysischer Begriffe, heftigen Definitionen des Guten und des Rechts, wobei, was außerhalb liegt, Hochverrat ist, kann ein Fortleben im ordinärsten Philisterleben und Erwerbtreiben bestehn.“ Trotzdem ist es „eine wahre Pflicht,“ sich mit der Geschichte der Heimat zu beschäftigen. Ihr wahrstes Studium wird das sein, das „die Heimat in Parallele und Zusammenhang mit dem Weltgeschichtlichen und seinen Gesetzen betrachtet, als Teil des großen Weltganzen, bestrahlt von denselben Gestirnen, die auch andern Zeiten und Völkern geleuchtet haben, und bedroht von denselben Abgründen und einst heimfallend derselben ewigen Nacht und demselben Fortleben in der großen allgemeinen Überlieferung.“

Es folgt nun in einem zweiten Kapitel die Lehre „von den drei Potenzen“ des geschichtlichen Lebens: Staat, Religion, Kultur. Der Staat entsteht vorzugsweise aus Gewalt, er beweist aber seine Lebensfähigkeit dadurch, daß er sich aus Gewalt in Kraft verwandelt. Die Macht aber — ein von Schloffer herrührender Satz — ist an sich böse, denn „ohne Rücksicht auf irgendeine Religion wird das Recht des Egoismus, das man dem Einzelnen abspriecht, dem Staate zugesprochen. Schwächere Nachbarn werden unterworfen und eingelehrt oder irgendwie sonst abhängig gemacht, nicht, damit sie selbst nicht mehr feindlich auftreten, denn das ist die geringste Sorge, sondern damit sie nicht ein anderer nehme oder sich ihrer politisch bediene; man knechtet den möglichen politischen Verbündeten eines Feindes. Aber solche »Missetaten« müssen womöglich naiv geschehn; denn gräßlich ist die ästhetische Wirkung der Rechtsbeduktionen und der Rekrimationen von beiden Seiten. Man schämt sich nämlich

der heißersehnten und mit allen Verbrechen erreichten Macht, da das Recht noch immer einen Zauberklang hat, den man bei den Menschen nicht entbehren will. So kommt man zu einer Sophistik, wie sie zum Beispiel Friedrich der Zweite beim ersten Schlesiſchen Kriege — wir fügen hinzu: auch beim Siebenjährigen Kriege — sich geſtattete, und zu der ſaubern Lehre von den »unberechtigten Exiſtenzen«. Die ſpättere wirklich erreichte Amalgamierung des Geraubten iſt keine ſittliche Loſſprechung des Räubers, wie überhaupt nichts gutes Folgendes ein böſes Vorangegangnes entſchuldigt.“ Sogar die große Entſchuldigung, daß durch Gewalttaten große, einſtweilen fernliegende weltgeſchichtliche Zwecke gefördert werden, verliert an Wert, da die Handelnden dieſe Zwecke nicht kennen.

In den Darlegungen über die Kultur intereſſiert von dem Verfaſſer des „Cicerone“ wohl am meiſten ſeine Auffaſſung vom Weſen der Kunſt: „Von allem Irdiſchen nimmt die wahre Kunſt nicht ſowohl Aufgaben als Anläſſe an und ergeht ſich dann frei in der Schwingung, die ſie daher erhalten. Wehe, wenn man ſie präzis auf Tatſächliches feſtnagelt oder gar auf Gedankliches.“ Was würde Burckhardt wohl von ſeinem Standpunkt aus zu Klingerſ „Drama“ ſagen?

Das dritte Kapitel des Buches enthält die „Betrachtung der ſechs Bedingtheiten,“ d. h. eine Darſtellung der gegenseitigen Wirkungen der drei Potenzen: Staat, Religion, Kultur aufeinander. Selbſtverſtändlich ſind bei dieſer Anordnung des Stoffes Wiederholungen nicht zu vermeiden: Übrigens aber ſind dieſe Abſchnitte reich an geiſtvollen Urteilen und Formulierungen, an knappen, packenden, überzeugenden Charakteriſtiken. Burckhardt verſteht es, aus dem Wuſt der überlieferten Tatſachen das Weſentliche auszuſcheiden und ein-drucksvoll zu gruppieren; was wir bei ihm leſen, iſt eine allerdings nur den Vorgeſchrittenen wirklich erfaßbare Quinteſſenz der ganzen Geſchichte. Nur wenige ſeiner wertvollſten Urteile ſeien hier herausgehoben. Der große Verehrer griechiſcher Idealität wird doch den nüchternen Römern völlig gerecht: „Rom rettete die ſämtlichen Kulturen der alten Welt, ſoweit ſie noch vorhanden und überhaupt zu retten waren. Es iſt vor allem Staat und bedarf keiner Anpreisung ſeines Studiums; denn hier endlich iſt die Polis erreicht, welche nicht nur wie Athen im fünften Jahrhundert eine Klientel von ſechzehn bis achtzehn Millionen (?) Seelen, ſondern mit der Zeit die Welt beherrscht — und zwar nicht durch die Staatsform, ſondern durch den Staatsgeiſt, durch das übermächtige Vorurteil der Einzelnen, zur Weltherrſcherin zu gehören.“

Kaiſer Friedrich der Zweite wird (S. 91 f.) geſchildert als der erſte Vertreter des modernen Zwangs- und Polizeiſtaats. „Man möge nur keine liberalen Sympathien mit dieſem großen Hohenſtaufen haben.“ Der abſolutiſtiſche Staat Ludwigs des Vierzehnten erſcheint in greller Beleuchtung als ein Kontrakt gegen die allgemeine Wahrheit, Kultur und Religion: „dieſe mehr mongoliſche als abendländiſche Ungeſtim, welches Ludwig der Vierzehnte heißt, wäre im Mittelalter erfo-muniziert worden; jezt aber konnte er ſich als alleinberechtigt und als Allein-eigentümer von Leibern und Seelen gebärden.“ Dieſe und andre Ausſprüche Burckhardts über den Abſolutismus fordern zum Widerſpruch heraus: es wird dabei überſehen, daß der Abſolutismus eine notwendige Durchgangsform war,

um von der ständischen Verworrenheit zu einer geordneten, zentralistischen Verwaltung zu kommen.

Sehr kühl ist Burckhardts Auffassung vom Christentum in seinen verschiedenen Gestaltungen. Seine Geschichte zeigt zunächst eine Reihe von Modifikationen, je nach dem successiven Eintreten der neuen Völker: der Griechen, Römer, Germanen, Kelten — und je nach den Zeiten ist es vollends eine ganz andre Religion, d. h. die Grundstimmungen sind die entgegengesetzten. „Denn der Mensch ist gar nicht so frei, zugunsten einer »Offenbarung« von der Kultur seiner Zeit und seiner Schicht zu abstrahieren.“ Das Christentum der apostolischen Zeit ist erfüllt von der Erwartung der Wiederkunft des Herrn, Weltende und Ewigkeit stehn vor der Tür, und der Kommunismus ist bei der allgemeinen Dürftigkeit ganz unbedenklich, er tritt noch nicht in Konflikt mit dem Erwerbssinn. Aber schon in der spätern römischen Kaiserzeit wird die Kirche ein Analogon des Reichs und seiner Einheit und diesem überlegen: „Hierarchen werden die mächtigsten Personen, in deren Händen enorme Dotationen und die Benefizienz des ganzen Reiches sind. Und nun siegen einerseits die griechische Dialektik im Schrauben der Trinitätsbegriffe und der orientalische Dogmensinn in der Vernichtung der Andersdenkenden.“ Im spätern Mittelalter hat der Katholizismus trotz allen Mißbräuchen, Expressungen, trotz dem Ablasse usw. den großen Vorzug, daß seine Religion alle höhern Vermögen des Menschen beschäftigte, zumal die Phantasie. „Während die Hierarchie zeitweise über die Massen verhaßt war, war sie, die Religion, daher wirklich populär und den Massen nicht bloß zugänglich, sondern diese lebten darin, sie war ihre Kultur. Die Reformation führte das Heil auf einen innern Prozeß zurück, nämlich auf die Rechtfertigung und die Aneignung der Gnade durch den Glauben. Dazu gehörten Muße und Bildung, d. h. Unpopulärkeit, soweit man nicht das allgemeine Mitmachen durch Gewalt erzwang. Und dabei hatte man erst noch die größte Mühe, die unbeschäftigt gelassene Phantasie vom Nebenhinausgehn abzuhalten. Dies war denn auch der Grund, weshalb die Gegenreformation wenigstens in der Kunst eine gewaltsame Herstellung des Verhältnisses zur volkstümlichen Phantasie durchsetzte und der Pomp der Charakter des Baroco wurde.“

Ganz schwierig gestaltet sich das Verhältnis des Christentums zur modernen Kultur. Sie weist in Gestalt von Forschung und Philosophie dem Christentum seine menschliche Entstehung und Bedingtheit nach; sie behandelt die heiligen Schriften wie andre Schriften. Das Christentum, wie alle Religionen, in völlig kritiklosen Momenten und unter völlig hingerissenen und kritikunfähigen Menschen entstanden, kann sich nicht mehr als *sensu proprio* und buchstäblich gültig gegenüber einem allseitigen Geistesleben behaupten. Je mehr dergleichen dennoch versucht wird, desto unerbittlicher steigt beim Gegner die Neigung zur Kritik und zur Auflösung alles Mythischen. Zweitens stellt sich die Moral möglichst auf eigne Füße. Die heutige Pflichtübung wird viel mehr vom Ehrgefühl als von der Religion bestimmt. Wie lange freilich dieses [Ehrgefühl] noch als „letzter mächtiger Damm gegen die allgemeine Flut“ vorhalten wird, ist fraglich. Drittens sind das Weltleben und seine Interessen stärker als alles geworden. „Man liebt

das demütige Sichwegwerfen und die Geschichte von der rechten und linken Backe nicht mehr; man will die gesellschaftliche Sphäre behaupten, wo man geboren ist; man muß arbeiten und viel Geld verdienen, überhaupt der Welt alle mögliche Einmischung gestatten, selbst wenn man die Schönheit und den Genuß haßt; in Summa: man will bei aller Religiosität doch nicht auf die Vorteile und Wohltaten der neuern Kultur verzichten und gibt damit wiederum einen Beweis von der Wandlung, in welcher sich die Ansichten vom Jenseits befinden.“ Das Christentum wird sich „irgendwie auf seine Grundidee vom Leiden dieser Welt zurückziehen müssen; wie sich damit das Leben- und Schaffenwollen in derselben auf die Länge ausgleichen wird, ahnen wir noch nicht.“ Außerdem drängt alles hin auf eine völlige Lösung der Kirche vom Staate (S. 144).

Das vierte Kapitel behandelt die historischen Krisen, d. h. mehr den Begriff der historischen Krise als diese selbst und ihren Verlauf. Diese sind auf den Kreis der großen Kulturvölker beschränkt und verhältnismäßig selten. Sie entstehen, wenn tüchtige Elemente lange Zeit eine übermäßige Einschränkung erleiden müssen, wenn sich der Volksgeist dessen bewußt wird und irgendwo etwas ausbricht, das die öffentliche Ordnung stört. Solche Krisen finden dann eine Ausdehnung über ganze Zeitalter und alle oder viele Völker desselben Bildungskreises. „Der Weltprozeß gerät plötzlich in furchtbare Schnelligkeit; Entwicklungen, die sonst Jahrhunderte brauchen, scheinen in Monaten und Wochen wie flüchtige Phantome vorüberzugehen und damit erledigt zu sein.“

Es gibt Krisen, die man abschneiden könnte, und solche, die sich mit einer gewissen Notwendigkeit vollziehen. Die Reformation hätte durch eine Reform des Klerus und eine mäßige, völlig in den Händen der herrschenden Stände bleibende Reduktion der Kirchengüter verhindert werden können. „Heinrich der Achte und hernach die Gegenreformation beweisen, was überhaupt möglich war. Es lag wohl viele Unzufriedenheit, aber kein allverbreitetes positives Ideal einer neuen Kirche in den Gemütern.“ Die französische Revolution konnte wenigstens gemildert werden. Die Krisen sind trotz der Verwüstung, mit der sie einherzugehen pflegen, nützlich. „Die Leidenschaft ist die Mutter großer Dinge. Ungeahnte Kräfte werden in den Einzelnen und in den Massen wach, und auch der Himmel hat einen andern Ton. Was etwas ist, kann sich geltend machen, weil die Schranken zu Boden gerannt sind. Die Krisen sind als echte Zeichen des Lebens zu betrachten, als eine Aushilfe der Natur, gleich einem Fieber, die Fanatismen als Zeichen, daß man noch Dinge kennt, die man höher als Habe und Leben schätzt. Überhaupt geschehn alle geistigen Entwicklungen sprung- und stoßweise, wie im Individuum, so hier in irgendeiner Gesamtheit. Die Krisis ist als ein neuer Entwicklungsknoten zu betrachten.“

Dieselbe naturwissenschaftliche Betrachtungsweise des Geschichtlichen, die diesen Urteilen zugrunde liegt, zeigt auch das folgende fünfte Kapitel. Es ist wohl das Gedankenreichste, was auf so knappem Raume über das Problem des genialen Menschen geschrieben worden ist. Wie wunderbar sind gleich die ersten Sätze: „Unsern Ausgang nehmen wir von unserm Knirpstum, unsrer Zerfahrenheit und Zerstreuung. Größe ist, was wir nicht sind. Dem Käfer im Grase kann schon eine Haselnußstaude (falls er davon Notiz nimmt) sehr groß er-

scheinen, weil er eben nur ein Käfer ist. Und dennoch fühlen wir, daß der Begriff [der Größe] unentbehrlich ist, und daß wir ihn uns nicht dürfen nehmen lassen; nur wird er ein relativer bleiben; wir können nicht hoffen, zu einem absoluten durchzubringen.“ Ein großer Mensch ist vorhanden, wenn sich die Weltbewegung im einzelnen Individuum konzentriert. „Die Geschichte liebt es bisweilen, sich auf einmal in einem Menschen zu verdichten, welchem hierauf die Welt gehorcht. Diese großen Individuen sind die Koinzidenz des Allgemeinen und des Besondern, des Verharrenden und der Bewegung in einer Persönlichkeit. Sie resumieren Staaten, Religionen, Kulturen und Krisen.“ „Die als Ideale fortlebenden großen Männer haben einen hohen Wert für die Welt und für ihre Nationen insbesondre; sie geben denselben ein Pathos, einen Gegenstand des Enthusiasmus und regen sie bis in die untersten Schichten intellektuell auf durch das vage Gefühl von Größe; sie halten einen hohen Maßstab der Dinge aufrecht, sie helfen zum Wiederaufraffen aus zeitweiliger Erniedrigung. Napoleon, mit all dem Unheil, welches er über die Franzosen gebracht, ist dennoch weit überwiegend ein unermesslich wertvoller Besitz für sie.“ Das Kapitel schließt mit dem Satze, daß die großen Männer zu unserm Leben notwendig sind, „damit die weltgeschichtliche Bewegung sich periodisch und ruckweise frei mache von bloßen abgestorbenen Lebensformen und von reflektierendem Geschwätz. Und für den denkenden Menschen ist gegenüber der ganzen bisher abgelaufenen Weltgeschichte das Offenhalten des Geistes für jede Größe eine der wenigen sichern Bedingungen des höhern geistigen Glückes.“ So beginnt also und schließt das Kapitel über den großen Menschen mit einem Appell an die Bescheidenheit. Das ist besonders interessant, weil aus einigen Partien dieses Abschnitts eine Brücke zu dem „Übermenschen“ seines Hörers und jüngern Freundes Friedrich Nietzsche hinüberzuführen scheint. Viel mehr aber springt die tiefe und ganz unausfüllbare Kluft in die Augen, die zwischen Burckhardts und Nietzsches Auffassung der Menschennatur gähnt.

Ein Abschnitt „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte“ bildet das Ende des Buches.

Ich habe in meinem Bericht über seinen Inhalt absichtlich Burckhardt selbst möglichst viel zu Worte kommen lassen und habe, von einigen Stellen abgesehen, keine Kritik geübt. Aber es muß doch gesagt werden, daß natürlich nicht alle Urteile Burckhardts unbedingt richtig sind. Auch bei ihm selbst hat die ganze Sphäre, in der er lebte, lehrte, schrieb, das Urteil beeinflusst: hie und da fühlt man den republikanischen Schweizer, hie und da den Calvinisten heraus. Auch ein so gewaltiger, die ganze europäische Kultur umspannender Geist hat seine Grenzen. Es erhebt sich ferner die Frage, ob diese Burckhardt'schen Blätter es wirklich wert waren, zwölf Jahre nach dem Tode ihres Urhebers und fünf- unddreißig bis siebenunddreißig Jahre nach ihrer Niederschrift gedruckt zu werden. Die meisten Bücher brauchen heutzutage nicht halb so lange Zeit, zu veralten. Aus Burckhardts Buche aber strahlt uns ein Geist von unverwelklicher Frische und ewigem Jugendglanz entgegen: seine Betrachtungen lesen sich größtenteils, als wären sie gestern geschrieben. Und so gewährt es denn ein eignes Vergnügen, spätere Ereignisse und heutige Zustände sozusagen als Illustrationen

im Geiste zwischen Burckhardts Zeilen einzuschieben und zu vergleichen, wo er richtig prophezeit und wo er geirrt hat. Wie viele Gedanken stehn auch auf diesen Blättern schon verzeichnet, die viel später als großartige Entdeckungen in die Welt hinausposaunt worden sind, mit denen später ganze Bände gefüllt wurden. Für den Geschichtskundigen ist es ein herrliches Gefühl, sich von dem Schwunge Burckhardtscher Gedanken hinauftragen zu lassen zu den beglückenden Höhen reiner und — soweit es dem Menschen möglich ist — tendenzfreier Anschauung des Geschehenen, für den Freund edler deutscher Sprache ist es kaum ein geringerer Genuß, Burckhardts eindrucksvoller, oft malerisch anschaulicher Redeweise zu lauschen. Ein Beispiel davon für viele: um verständlich zu machen, wie eine große Persönlichkeit in mehrfachen Sinne idealisiert werden kann, so Karl der Große als Held, Fürst und Heiliger, sagt er: „Wir sehen zwischen Tannen des hohen Jura hindurch in weiter Ferne einen berühmten Gipfel mit ewigem Schnee; er wird freilich zugleich von vielen andern Orten aus in andrer Art gesehen, durch Weinlauben, durch enge Hallengassen Oberitaliens; er ist und bleibt aber derselbe Montblanc.“



Anastafius Grün

Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages

Von W. Berg

(Fortsetzung)



aß Jahr 1860 brachte wieder einen Wendepunkt in seinem äußern Leben. Der Staatsmann verdrängte wieder den Dichter, seitdem das Ministerium Bach 1859 gestürzt war, und Oesterreich wieder in konstitutionelle Bahnen einlenkte. Der Kaiser berief ihn nämlich als „zeitliches Mitglied“ in den „Verstärkten Reichsrat.“ In die dort herrschende bureaukratisch-feudal-ultramontane Atmosphäre brachte Graf Auersperg Leben und Bewegung. Man war dort verblüfft über die Art seines Auftretens; eine so kräftige, mannhafte Sprache, die jede behutsame Leisetreterei verschmähte, hatte man bis dahin dort noch nicht vernommen. Als man zum Beispiel über die Vorrechte der privilegierten Klassen verhandelte, rief Auersperg aus: „Was ist Geschichte? Sie ist das kondensirte, in die Ferne gerückte und zur Anschauung gebrachte Bild des Lebens. So wie das Leben fortgeht und nicht endet, so geht auch die Geschichte fort und endet nicht.“ Also auch hier wieder der evolutionistische Gedanke. In derselben Sitzung strebte er, indem er eifrig für die „Freiheit Ungarns“ und für die Rechte der Länder unter der Stephanskronen sprach, die Versöhnung an. Aber schon im nächsten Jahre sah er sich durch die ungarischen Gelüste genötigt, eine politisch-historische Schrift: „Die ungarische Bewegung